

Unvoreingenommen, wach

Journalistische Tätigkeit löst immer wieder Befremden aus. Warum eigentlich? Auf der Suche nach einer Fundierung des Journalismus im zeitgenössischen Bewußtsein stieß Sebastian Jüngel auf drei Grenzerfahrungen, die an Erlebnisse der inneren Selbstschulung erinnern: das Lösen vom eigenen Standpunkt, das Ertragen der eigenen Wesenszüge und das Spüren eines unfrei lassenden Einflusses.

Einmal angenommen, Sie haben mit jemandem unter vier Augen gesprochen. Später hören Sie davon über Dritte, jedoch nur in Teilen, durch anderes ergänzt und in einen Zusammenhang eingebettet, womöglich auch noch kommentiert. Diese Situation ist eng mit der Aufgabe des Journalisten verbunden: exklusives Wissen – das ihm als Berufsprivileg zukommt oder das er durch Recherchen entdeckt – populär zu machen, es zu demokratisieren. Anders als ein Schwamm, der alles aufnimmt, aber nicht wieder abgibt, hat der Journalist das Aufgenommene der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. In diesem Spannungsfeld zwischen Intimität und Öffentlichkeit findet journalistische Tätigkeit statt.

Dabei ist Journalismus nicht das einzige gesellschaftliche Feld, in dem Informationen, Interpretationen und Meinungen, die über den privaten Rahmen hinausgehen, verbreitet werden. Denn das ist beispielsweise auch der Fall bei dem predigenden Pfarrer, der unterrichtenden Lehrerin, dem satirischen Kabarettisten und der Schlagersängerin, kurz: bei allen Multiplikatoren.

Allerdings gibt es im Journalismus Regeln, und der Journalist muß ein feines Gespür dafür haben, was er publik macht, was er veröffentlichen darf und was nicht. Denn nicht alles, was er erfährt, ist für eine Veröffentlichung gedacht. Etwa aus Taktgefühl, weil er Persönliches erfahren hat. Oder weil eine Vereinbarung diesbezüglich getroffen wurde. Beispiel: eine Versammlung tagt nichtöffentlich. Wenn ich nun als Journalist das Privileg habe, dennoch dabeisein und berichten zu dürfen, muß ich gegebenenfalls mir gesetzte Spielregeln respektieren.

Dabei gilt es abzuwägen. Nicht teilnehmen hieße, gar nicht oder nicht auf Grundlage der eigenen Zeugenschaft berichten zu können; teilnehmen aber bedingt, daß ich die mir auferlegten Regeln, etwa das Gegenlesen, einhalte, auch wenn sie im journalistischen Selbstverständnis sonst keinen Platz haben. Allerdings muß ich mich als Journalist innerlich frei genug fühlen, im Falle eines schwerwiegenden öffentlichen Interesses

doch zu berichten. Gesichtspunkte und Regeln für das Abwägen im journalistischen Handeln liegen in den Kodizes der Presseräte und fallbezogen in den Urteilen der Pressekammern der Gerichte vor. Dabei geht es vor allem um schutzwürdige Persönlichkeitsrechte gegenüber öffentlichem Informationsinteresse.

Eine Veröffentlichung konfrontiert in ihr Dargestellte und von ihr Betroffene mit einem Fremdbild [...] Es bedarf auch hier der Distanz, [...] um die eigene Wirkung auf seine Umwelt gelassen aufzunehmen.

Wenn diese Regeln eingehalten werden, entsteht Vertrauen, das die Arbeitsgrundlage des Journalisten ist, um Dinge zu erfahren, die sonst nicht in die Welt kämen. Dieses Vertrauen setzt gewöhnlicherweise Kontinuität voraus, denn erst durch wiederholte gute Erfahrungen kann es sich bilden – gegenüber Quellen und Lesern ebenso wie gegenüber Herausgebern und Verlegern. Dieses Vertrauen lebt vor allem zwischen konkreten Menschen, kann aber auch einem Medium als Ganzem entgegengebracht werden.

Lösen vom eigenen Standpunkt

Stellt der Journalist nun etwas dar, kann ein Mediennutzer spontan zurückschrecken: «Nein, das ist nicht wahr!», beispielsweise weil er den dargestellten Sachverhalt (besser) kennt, sich bereits ein Bild vom Dargestellten gemacht hat oder eine Erwartung hegt, wie etwas zu sein hat: Wahr ist für mich, was ich weiß, was ich erkannt habe.

Tritt dann etwas für mich Neues hinzu, muß ich meine bisherige Weltsicht erst so weit lockern, daß dieses Neue integriert werden könnte. Das kann unbequem sein, bedingt es doch, daß ich mein bisheriges Eingerichtetsein in meinem Weltbild auf-

gebe. Ich muß dabei das Mitgeteilte von mir unterscheiden. Denn identifiziere ich mich zu stark mit ihm (und möglicherweise der Kritik an ihm), beziehe ich es (und womöglich die Kritik) auf mich. Drittens muß ich mich – wie Rudolf Steiner im Vortrag über «Die Mission der Wahrheit» am 22. Oktober 1909 herausarbeitete – vom persönlichen Standpunkt, der eine sehr eingeschränkte Perspektive bedeuten kann, so weit lösen, daß ich beweglich in meiner Wahrnehmung werde. Erst im Umrunden beispielsweise einer Theaterkulisse kann ich die «schöne» Vorderseite von der hinteren Konstruktionsseite unterscheiden. Durch die perspektivische Beweglichkeit fügen sich Ausschnitte meiner Wahrnehmung zu einem vollständigen Ganzen zusammen.

Für den Mediennutzer bedeutet dies die Bereitschaft, zugunsten neuer Einsichten beweglich zu werden und eigene Einsichten in Frage zu stellen. Hans Leyendecker, leitender Redakteur bei der «Süddeutschen Zeitung», spricht davon, daß guter Journalismus einen Mediennutzer voraussetze, «der enttäuschbar ist» (Seite 6). Für den Journalisten heißt das, daß er «Stoff» für die Perspektivenvielfalt bereitstellt, beispielsweise das reiche gesellschaftliche Leben auf unterschiedlichen Ebenen behandelt, bei einem Sachverhalt verschiedene Sichten einbezieht, und zwar von Menschen, die dafür kompetent sind, mindestens zwei voneinander unabhängige Quellen heranzieht, bevor er über einen nicht offensichtlichen Sachverhalt berichtet, und Quellentransparenz pflegt, damit die Mediennutzer die Glaubwürdigkeit und die Kompetenz der Quelle einschätzen können (außer natürlich, wenn die Quelle geschützt werden muß).

Ertragen des eigenen Bildes

«Das können Sie so nicht bringen!» «Das habe ich nie gesagt!» «Das bin ich nicht!» Solche Ausrufe können natürlich daran liegen, daß ein journalistischer Beitrag wirklich mißlungen ist. Angenommen aber, daß der Journalist aufrichtig und wahrhaftig berichtet hat, und angenommen auch, daß Eitelkeit beim Enttäuschten als Motiv des Befremdens ausscheidet: Eine Veröffentlichung konfrontiert in ihr Dargestellte und von ihr Betroffene mit einem Fremdbild, das zum eigenen hinzukommt. Es bedarf auch hier der Distanz, diesmal ganz zu sich selbst, um die eigene Wirkung auf seine Umwelt gelassen aufzunehmen.

Dieses Erlebnis – sich selbst objektiv in seinen Stärken und Schwächen zu «erblicken» – ist in der Literatur ein beliebtes Motiv, das als Doppelgänger, Schatten, Spiegelbild und dergleichen auftritt und

dort mit folgenschweren bis lebensbedrohlichen Irritationen einhergeht. Rudolf Steiner hat dieses Erlebnis auf dem Weg der inneren Schulung als Begegnung mit dem «kleinen Hüter» beschrieben: Man begegnet seinen eigenen Wesenszügen wie in einem Spiegelbild, das nichts schön, nichts fortlässt und nichts ergänzt.

Der Medienbetroffene hat also nicht weniger als den Umgang mit solch einem Spiegelbild zu lernen, gewissermaßen das Angebot einer von außen angeregten Selbsterkenntnis anzunehmen. Das heißt aber für den Journalisten, zunächst zu charakterisieren statt zu bewerten. Denn: Ein Spiegel wertet nicht. Dafür muß der Journalist sich dem anderen öffnen, ihm uneigennütziges Interesse entgegenbringen, über ein geschultes Wahrnehmungsvermögen verfügen und fähig sein, eine adäquate Darstellungsweise zu schaffen. Gelingt kein «reines», verzerrungsfreies, da aufrichtiges, wahrhaftiges und uneigennütziges Spiegelbild, spürt der Betroffene die ungenügende Qualität und sagt zu Recht: «Das bin ich nicht!»

Unangemessener Führungsanspruch

Journalismus geht auf Herrschaftswissen zurück. Fürsten, Städte und Kaufleute korrespondierten intensiv untereinander und legten ihren Briefen Zettel mit exquisiten Informationen bei. Höfe, Hafen- und Handelszentren sowie Orte mit regem Postverkehr waren interessierte Abnehmer für politische, militärische, wirtschaftliche, aber auch kirchliche, gewerbliche oder kulturelle Nachrichten aus aller Welt. So entstand eine Art (interner) Nachrichtendienst, der auch an politisch Einflußreiche und Freunde weitergeleitet wurde, da man sich von ihnen weitere Informationen oder Wohlwollen erhoffte.

Mit Erfindung des Buchdrucks konnten die Auflagen von vielleicht zehn bis 25 Abschriften auf 300 bis 500 Druckexemplare erhöht werden. Dieses ertragreiche Geschäft bezog als Empfänger nun das weitere Bürgertum mit ein. Und je mehr sich die Medien ausbreiteten, desto größer wurde das Netz einer gemeinsamen Bewußtseinsgrundlage, die zum Phänomen «Öffentlichkeit» führte. Damit stellten Buchdruck und Journalismus eine gewisse Gleichheit im Wissen her und schufen eine Unabhängigkeit von Autoritäten, die ein eigenes Urteil erlaubte und mit ihm die autonome Teilnahme am gesellschaftlichen Leben ermöglichte. Mit wachsendem Einfluß wurden die politischen Medien sogar zum Instrument der Kontrolle öffentlicher Vorgänge und der Meinungsprägung. Nun wa-

verdeckt wegen Verwertungsrechten

Öffentliche Wirkung trägt wesenhafte Züge, hier in Form des Gerüchtes in der gleichnamigen Lithographie von A. Paul Weber (1943 gezeichnet, 1953 lithographiert)

ren sie die Kanäle zum Bewußtsein der Menschen.

A. Paul Weber hat für den Schatten des Verbreitungsprozesses ein sprechendes Bild gefunden: In seiner Lithographie «Das Gerücht» bildet sich aus einzelnen Menschen ein lindwurmartiges Wesen. Auch Rudolf Steiner sah in der «öffentlichen Meinung» den Ausdruck von Wesenhaftem. So beschrieb er in einem Vortrag am 14. Januar 1913, wie in ihr Wesen wirken, die die Menschen trotz ihrer Entwicklung zu größerer Selbständigkeit (seit Christi Wirken auf der Erde) in der «öffentlichen Meinung» weiterhin führen wollen. Solch ein Führungsanspruch wird in Boulevardmedien und Stilformen anschaulich, sobald sie direkt über das Ansprechen von Gefühlen oder Instinkten auf persönliche Identifikation mit der vorgegebenen Deutung bauen. Statt Distanz zu sich selbst anzulegen, wird der Rückbezug auf das eigene Befinden und das Empfinden von Befriedigung dabei angeregt.

Vor diesem Hintergrund ließe sich das Befremden gegenüber journalistischen Erscheinungsformen daraus erklären, daß der Mediennutzer spürt, wenn der Journalismus zum Instrument eines Führungsanspruches wird, der unfrei läßt und ihn, den Mediennutzer, hinter seine eigenen Entwicklungsmöglichkeiten der Urteilsfreiheit wirft. Für den Journalisten bedeutet dies, sich nicht dazu hinreißen zu lassen, das Bewußtsein anderer zu lenken.

Schwellegestaltung

Journalismus ist also nicht einfach nur ein Mitteilungsakt. Vielmehr werden bei jedem Kontakt mit einer journalistischen

Darstellung potentiell Schwellenerlebnisse, wie hier beschrieben, ausgelöst. Ist dabei Aufrichtigkeit erlebbar, wird der Mediennutzer selbst bei Schwächen in der Darstellung kein Befremden empfinden. Wo aber Darstellung und Wirklichkeit auseinanderfallen und die Wahrhaftigkeit des Journalisten nicht (genügend) spürbar wird, wirkt die Darstellung im Erleben der Mediennutzer lügnerisch, im seelischen Empfinden «häßlich», wie Rudolf Steiner bezüglich des Erlebens von Schönheit und Häßlichkeit als aufrichtige oder maskierte Offenbarung eines Wesens in seiner Schrift «Ein Weg zur Selbsterkenntnis des Menschen» (siebte Meditation) hinweist. Und Häßlichkeit löst verständlicherweise Befremden aus.

Dabei können der Journalist als Schwellegestalter und der Mediennutzer als Schwellenbegegner viel gewinnen, wenn sie auf die Prozesse zwischen den verschiedenen Schichten «Ereignis», «Wahrnehmung», «Darstellung» und «Aufnehmen einer vermittelten Wahrnehmung» mit Wachheit und Unvoreingenommenheit achten. Der Mediennutzer kann dabei prüfen, ob sein Unbehagen mit der Begegnung der eigenen Persönlichkeit oder einer äußeren Lüge zusammenhängt. Und der Journalist weiß um seine Verantwortung, die darin liegt, daß sich jede eigene Schwäche, jeder Fehler vielfach multiplizieren und sich gerade in Form von Bildern und treffenden Formulierungen ins Bewußtsein der Mediennutzer «einbrennen» und dann in deren Wahrheitsempfinden berechtigterweise Befremden auslösen beziehungsweise unbemerkt Vorurteile veranlassen. ■